

Zwei Komikerinnen geben Vollgas

Schützi Mit dem Duo luna-tic begeisterten zwei Multitalente das Publikum

VON JACQUELINE LAUSCH

Ein echter Knüller war der Auftritt des Duos luna-tic mit dem Programm «Obladiblada» in der Schützi Olten: Fräulein Claire aus Berlin (Judith Bach) und Mademoiselle Olli de Paris (Stefanie Lang), das burschikose Temperamentsbündel und die grazile Sängerin, rissen die Zuschauerinnen und Zuschauer zu Begeisterungstürmen hin.

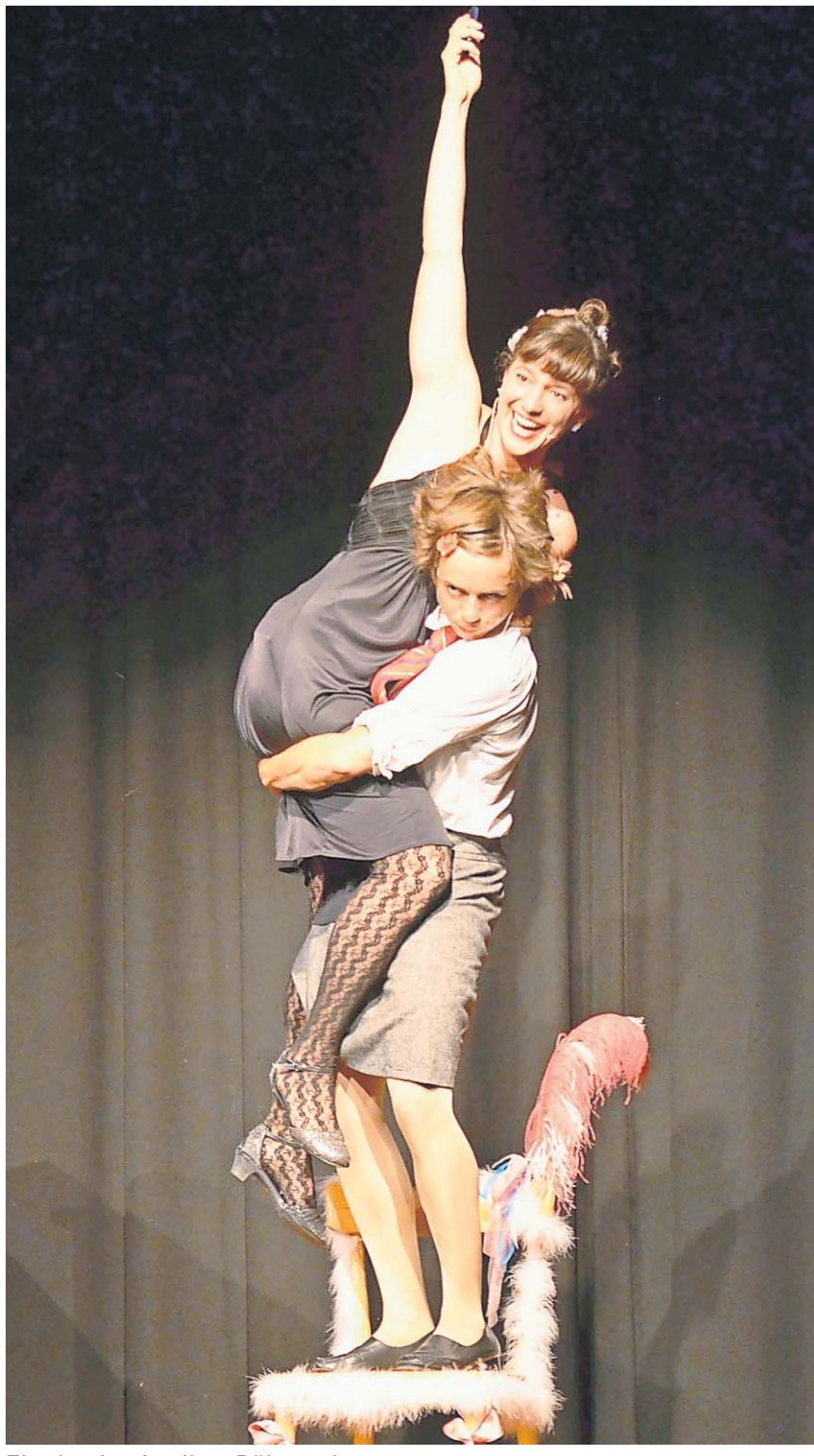
Doch erst mal zeigen sie dem Publikum ihren Allerwertesten. Wenn die zwei energiegeladenen Frauen auf die Bühne rauschen, singend an den Tasten eine Art Klavier-Tanz-Choreografie vorführen, ahnt man bereits, dass an diesem Abend ga-

Ihre freche Berliner Schnauze rotiert unaufhörlich.

rantiert keine Langeweile aufkommen wird. Claire «brodelt wie Muckefuck» und Olli de Paris gibt sich zwar erst mal betont würdevoll, ist aber auch mit allen Wassern gewaschen. Und schon rollt das Klavier, das im Laufe der Vorstellung zu Spiel- und Liegewiese oder Aggressionsventil werden soll, wieder.

Perfekte Gegenstücke

An diesem Abend geht es exklusiv um Claire. Claire (Hobbies: Basteln und Boxen) sucht einen Mann. Und nein, nicht jeder würde gleich das Weite suchen. Denn ihr kehliges Lachen hat Seltenheitswert. Ihre freche Berliner Schnauze («meine Fresse...») rotiert unaufhörlich. Und in den flachen Schuhen, dem praktischen Rock, Bluse und Krawatte ist sie bereit für grosse Sprünge. Claire ist wahrhaft ein Original. Mal steht sie nur da, knetet ihren Rock, strahlt wie ein hoffnungsvoller Maienkäfer. Dann wieder lässt sie den Tiger raus, reisst das Publikum zu Lachsalven hin. Und doch gelingt es ihr auch, zu variieren, dann und



Ein durchgeknalltes Bühnenduo.

BRUNO KISSLING

wann eine melancholische Nuance einzubringen.

Olli hingegen sucht keinen Mann. Sie will gefunden werden: mit elegantem schwarzem Kleid, Blumen im Haar, zart bestumpft und mit französischem Akzent bewehrt. Die gazellenhafte Tänzerin ist nicht nur das perfekte Gegenstück zu ihrer hemdsärmeligen Bühnenpartnerin, sondern auch eine ausgezeichnete Sängerin.

Vielseitig begabte Künstlerinnen

Überhaupt sind die zwei musikalisch der Hammer. Die 1983 in Berlin geborene, teilweise in Kapstadt aufgewachsene Judith Bach arbeitete unter anderem als Barpianistin und Klavierlehrerin in Sardinien. Die 1978 in Genf geborene Stéfanie Lang nahm am Konservatorium Genf Unterricht in Klavier und lyrischem Gesang.

Mal einfach richtig schön, dann wieder richtig schön schräg.

Und so erstreckte sich der musikalische Auftritt von Gianna Nannini («Bello e impossibile») über Jacques Brel («Amsterdam») bis hin zum «Verdauungslied gegen Liebeskummer». Und immer wieder Edith Piaf. Mal einfach richtig schön, dann wieder richtig schön schräg à la luna-tic.

Die zwei Absolventinnen der Scuola Dimitri legten unter der Regie von Tom Ryser einen fulminanten Auftritt aufs Parkett. Denn: Sie brillieren am Klavier, sind wundervolle Bewegungskünstlerinnen und vor allem echte Komikerinnen. Das Publikum konnte nicht genug kriegen und holte sie gleich für vier Zugaben auf die Bühne. – Eins steht fest, wer den letzten Abend der 25. Oltner Kabarett-Tage in der Schützi verbrachte, hat sich prächtig amüsiert, mit einem Duo, das sicher noch von sich reden machen wird.

Der Kabarettist am Klavier

Wenn ein Kabarettist wie Armin Fischer mit seiner genialen Begabung für Musik und das Klavierspiel in die Tasten greift, dann kann man etwas Besonderes erwarten. So war es dann auch, als er nach dem Brunch am Sonntagmorgen in sein kabarettistisches Programm «Lisztig vergriffen: WOW!» einstieg. Im halbdunklen Bühnenraum, am schwarz glänzenden Flügel sitzend, bewacht von Franz Liszts weissem Gipsköpfchen, zog er alle Register. Pffiffig, hintergründig, witzig, virtuos spielte er Klavier, verfälschte er unverfroren die gewohnten musikalischen Abläufe, variierte und schuf ein Konstrukt von umwerfender Komik. Bald spielte er in feinen Nuancen, vielleicht Liszt oder auch nicht, dann wieder temperamentvoll und liess seine Frackzipfel flattern, wenn er sich wieder setzte. Er erzählte Musikgeschichte in einer völlig neuen Version, spielte mit unerwarteten Pointen und zeigte auf, dass klassische Musik nie nur klassisch ist, sondern auch anders erlebt werden darf, so wie sie eben Armin Fischer präsentiert.

Er kombinierte mit unerwarteten kleinen Zusatzinstrumenten, erzeugte Nebengeräusche und baute sie in das Klavierspiel ein, als hätten sie schon immer dazugehört. Ein weisser Regenschirm mit Noten bestückt benutzte er als Spielvorlage und spielte unter dem Schirm seine Passagen. Manchmal brauchte er nur ein paar Finger, dann die Hände, so als hätte er nicht nur zwei, sondern ein paar mehr. Er wechselte zu Brahms über, zu Chopin, zu Bach, erzählte aus dem Leben dieser Musiker, aber auch aus seinem eigenen und landete immer wieder bei seinem Liszt, den er zu seinem 200. Geburtstag ein besonderes Ständchen widmete.

Sein feiner Humor packte das Publikum, seine unerwarteten Übergänge und urkomischen Gedankengänge fesselten. Seine sprichwörtliche Kreativität als Pianist war einfach umwerfend. Er spielte Klavier, leidenschaftlich, unberechenbar, aber er spielte auch mit dem Publikum, dies im gleichen Tempo, sodass man mitgenommen wurde in eine surreale Welt von Tönen und klangvollen Bildern. (MS)

«Sie haben die Schlusspointe vergeigt!»

Stadttheater Georg Schramm und Andreas Thiel lieferten sich erst zum Schluss ein Satire-Duell.

VON KAROLA DIRLAM

Erst ganz zum Schluss kam das, was man sich unter einem Satire-Duell der Kabarett-Giganten vorstellt: Andreas Thiel hatte gerade seinen Erfahrungsbericht von der Rudolf-Steiner-Schule verlesen, der Abend neigte sich seinem Ende zu. Da schoss Georg Schramm auf die Bühne und warf Thiel vor, die Schlusspointe vergeigt zu haben. Die sich daran anschließende – spontane oder einstudierte? – Diskussion über das richtige Beenden der Vorstellung war symptomatisch für das Auftreten der beiden Spitzen-Satiriker: Andreas Thiel scharfzüngig und brillant, aber unspontan und einstudiert, traut sich nicht ohne gelungene Schlusspointe von der Bühne, bleibt abwartend und unentschlossen stehen. Georg Schramm, kompromisslos und radikal wie immer, ist da weniger sensibel: «Die haben bezahlt, wir haben geliefert – fertig! Wir gehen – auch ohne Schlusspointe!» Das sich anschließende Hin und Her, das Beratungsgespräch der beiden über das weitere Vorgehen, die – typisch deutsche – Entschlossenheit des Georg Schramm und das – typisch schweizerische – in Höflichkeit begründete Zögern des Andreas Thiel, die verzweifelten Versuche, das Publikum



Georg Schramm und Andreas Thiel im Schlussduell.

BRUNO KISSLING

aus dem Saal zu schicken, waren der Höhepunkt des Abends und somit das eigentliche kabarettistische Gipfeltreffen.

Jeder auf seine Weise

Vorher präsentierten die beiden abwechselnd, sich nur gelegentlich das Zepter übergebend oder die Sektflasche gegen die Ruhe-Bimmel tauschend, Auszüge aus ihren aktuellen Programmen: Schramm als hornbrillanter Altenheiminsasse und Kriegsversehrter Lothar Dombrowski, der die Schweizer Sektion der Senioren-Selbsthilfegruppe «Alter heisst nicht Trauer» gründen will, um mit Zorn und Empörung das Böse in der Gesellschaft zu bekämpfen. Andreas

Thiel, der in brillant formulierten Essays den Unterschied zwischen Comedy und Satire erklärt, den Koran mit Harry Potter und «Mein Kampf» mit dem Telefonbuch vergleicht und vom Leben der Eskimos in der Wüste erzählt. Schramm, der Thiel belanglose Plauderei vorwirft und den Verfall der Sprache beklagt. Thiel, der Schramm erklärt, warum die Deutschen in der Schweiz so unbeliebt sind. Schramm als Oberstleutnant Sanftleben, der über Angriffs- und Verteidigungskriege, Fremd- und Eigenblutfluss, den arabischen Frühling und die Bedeutung von Testosteron bei Revolten philosophiert. Brillante Satire mit Tiefgang boten sie beide – jeder auf seine Weise.

Ungleiche Erscheinungen

Theaterstudio Wiglaf Droste und Boni Koller wieder einmal gemeinsam auf der Bühne.

VON FABIAN SANER

Immer auf der Spur der vermurksten Wortbildung, immer auf dem schmalen Grat zwischen Kalauer und Sprachkritik: Wiglaf Droste, die wuchtige Erscheinung mit Quadratschädel aus Berlin, trug in temperierter Stimme Haarsträubendes aus der Welt des Sprachelends, der Anglizismen und Neologismen vor, wie sie denen auffallen müssen, die ungeschützten Auges und Trommelfells durch die Werbelandschaften der Städte wandern. Die beiden vergnüglichen Stunden bestritt der ausgewanderte Exilwestfale und Wählerliner zusammen mit dem Zürcher Boni Koller: Ein eingespieltes (?) Duo, das sich bei Drostes Schweiz-Heimsuchungen immer mal wieder gemeinsam auf die Bühne stellt, um ein paar Lieder zu singen, und ja, das gutnachbarschaftliche Verhältnis von Helvetia und Germania gleichsam zu verkörpern.

Drostes Selbststilisierung lautet so: Als Junge hat er beschlossen, den Leuten zuzuhören, um etwas zu erfahren über die Bewohner der Erde und den Reichtum der Welt. Die Gabe eines ausgeprägten Gehörs ist ihm tatsächlich reichlich zugefallen – weshalb er zu einem sicheren Wert der deutschen Sprachhumoristen-Szene geworden ist, wie die ausgebreiteten

Geschichten aufs Schönste bezeugten. Ein Sensorium für die grössten Verwüstungen neusachlicher «Sprachkultur» verbindet sich mit meist etwas überreifen Gedankenbildern, die das Schamlose der sprachlichen Anmassungen, die überall auf uns einfallen, zu einem fröhlichen Moment fügt. Seiens die aufgebrezelten Friseurbuden (Hair force one), die Rollkoffer-Krieger in der ersten Klasse der Bahn oder die Nordic-Walking-Horde, die als Inästhetikum auffallen: Drostes Auge für die Momente stilistischer Zerrüttung oder verbaler Hybris machen ihn zu einem echten Moralisten, der sich natürlich auch bloss die Narrenkappe anlegt (das Unterhaltungsgebot gilt ja weiterhin), um darunter umso schärfer die Scheidelinien zu ziehen. Bloss driftet dann diese schnell ausgebrütete Rhetorik bald ins Betuliche ab und ist nicht immer gefeit, selbst dem Urteil zu verfallen, wonach «der Pragmatismus die Wurzel alles Bösen ist».

Drostes Schweizer Konterpart Boni Koller schaute mit der Gitarre herein, liess das Publikum ein paar Rätsel lösen, und erzählte «ein Märchen von Rocker, Lehrer und Antoinette». Das klappte gut – Letzteres eröffnete gar eine absurde Szenerie, die man dem anfangs etwas steif wirkenden Zürcher auf Anhieb nicht zugetraut hätte. Den Abgang machten die beiden so ungleichen Erscheinungen, der schwächliche Koller und der fleischliche Droste, mit ein paar Coversongs in Pidgin-Deutsch – oder türkenberlinerisch.